

Julia Zange

*Küsst euch auf die Münder, Kinder!*

Mama und ich schlendern durch das Einkaufszentrum. Einweihung ist heute.

Die Glas- und Stahlkonstruktion windet sich in den Himmel.

Eine Rotation wie der Turm zu Babel soll es haben, sagt der Stararchitekt, nur nicht so hoch, und lacht und zerschneidet das rote Band. Es quillt Champagner und Milch, das hat der Bürgermeister gestiftet. Denn eigentlich ist es eine strukturschwache Gegend und hier direkt am Waldrand.

Die Zufahrtsstraße wurde mit einer neuen schwarzen Schicht Teer übermantelt. An den Rändern der Stadt starrten das Fleckvieh, die Bioborstenschweine und die Heidschnucken die Verkleinerung ihrer Wiesen an. Der neue Belag schluckt das Rumpeln der Mähdrescher.

Der Boden im Einkaufszentrum ist mit betongrauen Marmorplatten bedeckt. Ein Chor singt deutsches Liedervolksgut. Sonne, Mond und Sterne, gehe auf mein Licht, gehe auf mein Licht. Sie haben sich verteilt in den Winkeln des Gebäudes und die Gesänge tönen nicht aus einer Richtung, sondern stehen irgendwie in der Luft.

Aus dem fast menschenleeren Untergeschoss rezitiert eine Sängerin, aus der Hauptstadt eingeflogen, Gedichte. Auf den anderen Ebenen bewegen sich die Menschen dicht an dicht. Auf das Parkdeck hat man Rollrasen gebreitet. Die Tanzschule aus der Stadt macht eine Cheerleaderperformance der Schwerkraft, aber die glitzernden Röckchen aus dem Fundus widersetzen sich. Ende der 80er-Jahre hatte die Schneiderin noch einiges gewagt.

Dann: ein Fußballspiel, eine Sportmodenschau, an der einige Spielerehefrauen (Nationalmannschaft) als Models zugegen sind. Ein Casting für zukünftige Fußballjungs, eine aufblasbare Hüpflandschaft, Marke Prinzessin Lillifee für die Mädchen. Das Jugendwerk bietet Bodypainting an.

Alle Etagen und Gänge streben auf eine Halle zu, an deren Ende die Kunstgeschäfte, Repro und unbekannte Originale, angesiedelt sind.

Die Halle öffnet sich mit hervorgestülpten Lippen und gibt den Blick frei auf eine riesige Pinocchio-Skulptur. Diese liegt den Kopf im Nacken, die Beine übereinander geschlagen, bestimmt zwanzig Meter lang, ein Mosaik aus bunten Töpfchen, in denen farbige Polsterblumen wachsen. Nur die lange Nase sticht als Holzpfehl hervor. Mama bewundert die Umwandlung einer Kinderfigur in ein lasziv lebendes Kunstwerk.

Die Erwachsenen starren, die Kinder schauen desinteressiert, denn es gibt eine Absperrung, erst die Blickrichtung der Eltern aufnehmend, dann untereinander. Es ist schwül und die Locken kleben ihnen auf der Stirn. Zwei blonde Jungen nehmen Kontakt auf. Sie raufen sich nicht, sie tun sich systematisch weh. Die Großmutter sagt nur, Max, Finger aus dem Mund. Max steckt sie bei dem anderen größeren Jungen rein. Finger aus dem Mund, Max, du weißt doch Bazillen auf dem Boden. Max, hör auf. Sie rüttelt ihn und schlägt ihm gegen das Genick, ohne zu beachten, dass er sich in einem anderen Kind festgebissen hat. Die Großmutter und ihre Freundinnen sehen alle gleich aus mit ihrem zerzausten dünnen Haar, ihre spitzen, Blasen werfenden BH's sieht man durch die dünnen Kurzarmpulllover und die Hinterteile sind horizontal herausgewachsen, so dass sie leicht nach vorne kippen.

Die Jungen würgen sich, Max greift das Summen eines kleinen Mädchens auf und schreit verzerrt mit: Herz von Atlantes, Herz von Atlantes, Baby Dorn. Das Mädchen klimpert die japsenden Jungen an und bettet ihre Puppe im praktischen Tragegestell, neben ihnen.

Alles hinter der Balustrade.

Ein Anzugträger hat Ausleihtag der Zwillinge von seiner geschiedenen Ehefrau. Die Mädchen sind blass, seine neue Freundin aus Pakistan, schmal mit spitzen Stiefeln. Der Mann, der auch einen schlierigen Seidenschal trägt, knipst mit einer kleinen silbernen Digitalkamera das Kunstwerk. Sie reden nicht. Die Seidenfrau beugt sich herunter, um sich mit den hässlichen Kindern vor dem Kunstwerk fotografieren zu lassen, ihre Brüste drücken jeweils gegen eine dünne Wirbelsäule. Dann sollen sich die Mädchen auf den Mund küssen. Sie tun es, denn sie wollen sich auf dem Kameradisplay betrachten und es vielleicht den Jungs gegenüber zeigen.

Die Blondes stecken ineinander, Max hat Sorgenfalten auf der Stirn oder er bekommt einfach keine Luft mehr. Die Oma geht Postkarten des Kunstwerks kaufen.

Die Jungs ziehen sich die Münder auseinander und reißen sich an den Ohren. Max schreit Schimpfworte, da packt ihn der Größere wie ein Baby, staucht ihn zusammen in seinen Armen und drückt ihm mit dem Ellenbogen den Mund zu.

Und dann will Mama auf einmal raus, schnell geht es Richtung Ausgang. Jedes Geschäft glänzt anders.

Mama muss auf Toilette, ohne Trennwände sind die hier, die hat auch der Stararchitekt mitgeplant. Ich merke, dass ich meine Tasche an der Balustrade vergessen habe und renne zurück, das Tuch, welches ich als Tunika getragen habe, hält nicht mehr und rutscht über die rechte Schulter, so dass man meine Brust sehen kann. Ich fühle missbilligende dunkle Augen, die nicht hierher gehören. Ich habe Angst um meine Tasche. Ich sehe meine Tasche unberührt zwischen den Kindern für eine halbe Sekunde, dann wird es sehr sehr heiß. Meine Ohren machen dicht, der Knall ist gewaltig, ich kann die Lautstärke nur noch über die Erschütterung ahnen. Kinder, Glas, Blumen zerspringen. Draußen fallen die Kampfhunde von den Wellblechdächern in die Obstgärten. Ich werde durch die Fetzen an eine Wand geschleudert, sehe durch das Loch über mir, noch ein Flugzeug abdrehen. Boom, steht schwarz auf weiß vor seiner Schnauze. Ich kann nicht mehr atmen, ich laufe Richtung Ausgang. Max schreit hell, Bombe!

Draußen sitzt Mama und diskutiert mit einer Dame über das Kräfteverhältnis der Weltmächte. Nicht der Iran ist das Problem, Madame. Ich sehe, dass Mama sich auf ihren Wildlederschuh gepinkelt hat.

Sie holt einen Blutstillstift aus der Handtasche und drückt ihn mir auf die Wange. Du hast ja eine Schramme, Schatz. In einer Frauenzeitschrift haben sie mal die Taschen von Prominenten geöffnet und fotografiert und dann klassifiziert. Die Sicherheitsfanatikerin (Desinfektionsspray), die Schöngestige mit einer Shakespeare-Reclam Ausgabe dabei (wer liest unterwegs Shakespeare?), die Ästhetin (Lippenstift bla-bla-bla), natürlich alles von dem Kosmetikkonzern mit dem zufällig ein Werbevertrag besteht, die Hysterikerin mit einem Ersatzslip für eventuelle Geiselnahmen, die Praktikerin mit einem Schweizer Taschenmesser (das kann eigentlich nicht sein).

Ich überlege, ob Mama schwerhörig geworden ist über die Jahre, es war mir gar nicht aufgefallen. Man sieht nichts von außen, aber die Sirenen beginnen zu heulen. Singende Meerjungfrauen. Was ist da von was abgeleitet? Mama ist zwar etymologisch gewandt, aber sie hat endlich kapiert und ist nicht mehr ansprechbar.

Die Mädchen von der Tanzgruppe haben doch federleichte Schritte bekommen. Ich fange einen Pompom auf wie einen Brautstrauß und fühle mich auf einmal dumpf und müde. Ich habe keine Lust mehr, will ich sagen. Ich will nach Hause und was Trinken. Wann sind wir endlich da? Kaufst du mir was zum Spielen? Ich will ein Pony. Don't make war, love Ponys. Alle strömen hinaus, es sind doch viele. Es weint niemand, die Leute sind gefasst. Der Bürgermeister kramt schnell ein Paar Gummistiefel und Gartenhandschuhe aus dem Kofferraum seines Wagens und schreitet gegen den Strom. Seine Frau Marie-Luise hat ein lebendiges Zucken in die verbitterten Mundwinkel bekommen, in den Armen ein verstauchtes Kind. Die freiwillige Feuerwehr fährt vor. Die wulstige Feenlandschaft auf dem Parkdeck ist geplatzt. Aber das Gebäude steht, es ist nur wärmer und diese Menschen. Von unserer

erhöhten Position sind sie in Streifen von unterschiedlicher Schnelligkeit zerteilt: die auf den Laufbändern, wie man sie von Flughafenterminals kennt, und die daneben. Die auch rennen, aber wie in Zeitlupe. Mama ist erstarrt, bewegt sich nur durch kurze Übersprungshandlungen, ein Wühlen in der Handtasche. Irgendwann hält sie ihr Handy in der Hand. Schatz, kannst du uns abholen. Die haben geschossen. Das war eine Explosion, schreie ich Mama an. Kein Massaker. Egal, sagt Mama. Abholen, bitte. Ein Winseln.

Das hätte doch sowieso nicht geklappt, diese Globalplayer-Ladenketten hier in die Kleinstadt zu holen, sagt die Dame neben Mama, die auch schon wieder besonnen scheint. Na ja, noch sind sie nicht tot. Die hätten lieber die Geschäfte, als die Kinder ...

Ich befühle meine Wange. Ein Trinkpäckchen wäre jetzt nicht schlecht. Autos kreischen auf und fahren ineinander, die Polizei rennt herum, eine Straßensperre, ein Sanitäter will mich auf eine Bahre zerren, Mama schlägt ihm die Hand weg, es knackt in seinem Handgelenk, er fällt in Ohnmacht und wird von seinem Kollegen aufgefangen. Ich staune wie alles ineinander greift, als würde man eine Maschine des endlosen actio-reactio betrachten, in der Eier geköpft werden, ein Faden reißt, eine Kugel in eine Wölbung fällt, ein Stromkreislauf geschlossen wird, ein Feuer erglüht, das Wachs schmilzt und ein weißes Taschentuch auf einen Sensor fällt. Der Himmel ist leer, ich mache eine halbe Drehung und schlüpfte unter der Absperrung hindurch.

Hinter der Hecke aus Hartriegel und kleinen Buchen ist gleich ein frischer Acker und Gestrüpp rundherum. Ein bunter Vogel fällt kopfüber vom Baum mit der Schnabelspitze in einen Granatapfel. Boom, steht in den spritzenden glasigen Kernen. Ich schüttele mich einmal, wie ein Biber mit nassem Pelz und es war nur ein Blatt vom Apfelbaum. Unter einer dornigen Woge Brombeertrieben liegt eine verwitterte Lichterkette, die noch ganz leicht glimmt. Irgendwo muss sie angeschlossen sein. Und einen Schlauch finde ich, den ich verfolge durch das Gras, er endet in einer rostigen Metalltonne, in die das Wasser einer am Hang gelegenen Quelle tropft. Ich bewege die Hand ein wenig im Wasser, aber mit schlechtem Gewissen, als dürfte ich nicht.

So hätte ich mir den Tag nicht vorgestellt, ich wollte noch die Schreibmaschine in die Reparatur bringen. Um Mama mache ich mir Sorgen, der Landrover wird nicht durchkommen. Wir werden warten müssen auf einen Evakuierungsbus. Ich berühre mit dem Zeigefinger die Mitte der Stirn, dann die rechte Wange. Abenteuer heißt das. Ich nehme ein bisschen Ackererde und schmiere mir damit dezent den Anorak voll. Ein paar Flecken an den Saum, ein bisschen Matsch hinter das Ohr. Das reicht noch nicht. Ich brauche noch ein bisschen Dreck auf der Hose und rutsche mit den Knien über das Gras. Grasflecken auf den Knien, sehr begehrenswert, wie ich finde. Sieht besser aus als grüne Pastellkreide. Auf allen vieren verharre ich am Boden, ich könnte ein Lied singen. Der Herbst, der Herbst, der Herbst ist da. Ich will hier bleiben. Wozu überhaupt ein Auslandssemester machen? Meine Knie werden schön feucht, mit den Fingerspitzen kämme ich im Gras herum. Mutterboden. Ich scheue Mamas Besorgnis, deshalb richte ich mich langsam wieder auf, wie mit Gichtknoten in den Gelenken und laufe Richtung Westen: Gestrüpp, Grasstreifen, Hecke, den Hang runter, Absperrung, *Stop – Sperrgebiet* steht auf dem Band, über den Platz zu den Granitbänken im Eingangsbereich. Mama fächelt sich Luft zu mit dem Ausstellungskatalog der *Stern & Kiependorff* Galerie, vor ihrem schmalen ölig glänzenden Gesicht ein vielflüglicher Schmetterling aus Männern in Turnanzügen des Sozialistischen Realismus und wilden Farbspuren nachgemachter Richtergemälde. Obwohl ihr Kreislauf kurz vor dem Aus steht, schafft sie es noch ihre Augen zu weiten, als sie mich wahrnimmt. Wie siehst du denn aus? Ich sage, Mama, wenn wir versucht hätten zu laufen, einen Umweg durch den Wald, wären wir schon fast zu Hause. Da oben haben sie keine Polizisten stationiert. Ich kann nicht, haucht sie und legt einen Arm um den dicht geschorenen Buchsbaum, der aus dem Seitenteil der Bank herauswächst. Ihre Nachbarin ist verschwunden, das Technische Hilfswerk hat das mit den Bussen in der Zwischenzeit doch ganz gut hinbekommen. Sie kontrollieren die Ausweise,

tragen Namen in eine Liste ein, bevor man einsteigt. Ich nicke Richtung der Abfertigungsstelle. Du warst nicht da, sagt Mama vorwurfsvoll in das bewegte Papier.

Die Sanitäter haben uns schon wieder fixiert, mit den Beschmierungen ergibt es ein neues Bild. Dreck ist Materie am falschen Ort, Kunst ist Dreck am richtigen Ort. Ich bleibe bei letzterem Gedanken hängen und überlege, ob ich vielleicht gerade Konzeptkunst bin. Wir provozieren den Sanitäter offensichtlich, es quält ihn, dass wir in diesem Zustand (Mama Schweißperlen und wachsweiß, ich rote Bäckchen, aber seltsam befleckt) keine Hilfe wollen. Ich bin froh, dass sie eingeschüchtert sind, nachdem Mama einem die Hand gebrochen hat. Es werden immer weniger Menschen, doch lasse ich mich noch kurz auf die Sitzfläche fallen, um Mama am Arm zu streicheln. Ich drehe mich um zum Einkaufszentrum, das trotz seiner Größe homogen in die Hügellandschaft integriert ist. Es ist jetzt vollkommen leer bis auf Männer vom Sondereinsatzkommando. Sie filmen mit kleinen silbernen Camcordern und drehen sich dabei leicht um sich selbst, als würden sie tanzen. Andere tragen Teile in transparenten Gefrierbeuteln vor sich her. Es wirkt vollkommen fehl am Platz. Denn hier ist ja gar nichts. Es ist still bis auf das Anfahren der Busse, einem unterdrückten Gemurmel und Vögeln. Der Pirol aus dem Granatapfel. Nur die Hitze irritiert, es ist ungewöhnlich warm für Ende September. Die Stahlstreben sehen aufgeweicht aus.

Dachdecker fallen von den Dächern und gehen entzwei, sagt Mama. Danke. Hier liegt aber niemand. So muss man sich neben einem Atomreaktor fühlen. Papa hätte wahrscheinlich erzählt, dass Holzkonstruktionen sogar sicherer sind bei Bränden als Metall, denn das wird weich und schmilzt. Es sei denn, das Holz selbst brennt, aber es gibt ja unterschiedliche Hölzer.

Als fast alle Menschen abtransportiert worden sind, stehen wir auf, Mama an meine Schulter gelehnt, und bewegen uns Richtung Bus. Der Wind geht wie über ein südafrikanisches Rollfeld. Die Listenschreiber winken uns durch. Da haben wir ja noch mal verdammt Glück gehabt, ruft uns der eine zu und der Busfahrer hebt meine steife Mama zwei Stufen nach oben und setzt sie auf dem Busteppichboden wieder ab. Sie bricht ihm nicht das Genick und noch nicht mal die Hand.